

kommens von Perejaslav, ganz ohne dies explizit hervorzuheben, grundlegende Missverständnisse zwischen Russen und Ukrainern erhellen. 1654 hatte der russische Zar sein (erbettenes) Einverständnis übermitteln, die Dnepr-Kosaken unter Bohdan Chmelnyzkyj unter seinen Schutz zu stellen. Vorausgegangen war einer der größten Volksaufstände des frühneuzeitlichen Europas, hier gegen den polnischen (katholischen) Adel, von dessen Besatzung sich die Kosaken befreien wollten. Ein Abkommen, so Vulpus, das bis in die jüngste Zeit unter ukrainischen und russischen Historikern zu scharfen Auseinandersetzungen führe. Denn die Russen feiern es nicht erst seit Sowjetzeiten und immer noch als „Wiedervereinigung der Ukraine mit Russland“.

Dafür gibt es seit 1954 sogar einen verbindlichen Parteibeschluss aus dem Zentralkomitee der KPdSU, der sich wiederum auf den russischen Sieger eines staatlichen Geschichtswettbewerbes im Jahre 1836 stützt: eine Erfindung und doch bis heute ein tragender russländischer Geschichtsmythos. Die Ukrainer – und die Wissenschaft ist mit ihnen weitgehend einig – sehen dieses Abkommen von 1654 nach eher westeuropäischer Rechtstradition als ein vorübergehendes Militärbündnis zwischen Ungleichenen an. Mit ungutem Ausgang, denn das Hetmanat ging im 18. Jahrhundert unter.

Lange noch nach dem Bündnis von 1654 vernachlässigte das Moskauer Zarenreich das Hetmanat und ignorierte dessen ungewöhnliche Freiheitsansprüche, so Vulpus. Die russisch-orthodoxe Kirche begünstigte zudem den reformfreudigen ukrainischen Klerus und bezichtigte ihn der Häresie. Vulpus' These überzeugt, wonach die russländische Sicht in die Geschichte des Imperiums eingebettet und außerdem einem flexiblen Konzept von nomineller und realer Untertanenschaft des Zarenreiches geschuldet ist. Das nahm, als Gnadenakt des Herrschers, auch andere nicht-russische Bevölkerungen auf, konstruierte ihnen eine „neue politische Identität“, die es auch dann zu wahren galt, wenn diese Völker nicht mehr zum Imperium gehören wollten. Diese wissenschaftliche Analyse entzieht sich geschichts-ideologischer Vereinnahmung, erklärt aber die tiefen Spuren, die westeuropäische Rechtstraditionen im Osten der Ukraine hinterließen und die nicht nur die aufässigen Dnepr-Kosaken im polnisch-litauischen Reich des 17. Jahrhunderts prägten.

REGINA MÖNCH

Ein Zentrum für Israel-Studien

Auf dem Transparent, mit dem Tausende Demonstranten im August 1965 den deutschen Botschafter Rolf Pauls in Tel Aviv begrüßten, stand: „Wir wollen ein Deutschen-freies Israel!“ Diplomatische Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Israel gab es zwar schon, doch die skeptischen Vorbehalte Israels waren damals in jedem israelischen Reisepass zu lesen: Gültig für alle Länder der Welt außer für Deutschland. Waffenlieferungen seien der beste Beitrag Deutschlands zur Sicherheit Israels, meinte der Politiker David Ben-Gurion 1965. Was sich seitdem geändert hat im deutsch-israelischen Verhältnis wird seit Monaten gefeiert, reflektiert und analysiert. Zumeist stehen die politischen Beziehungen im Vordergrund; der Münchner Beitrag zu diesem 50. Jubiläum aber ist ein besonderer: Die Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) veranstaltet eine Tagung zu „50 Jahre deutsch-israelische Beziehungen: Kultur – Wissenschaft – Recht“ und eröffnet aus diesem Anlass heute ein „Zentrum für Israel-Studien“ (ZfI).

Es ist das erste überhaupt an einer deutschen Hochschule. Eine neue, von der American University Washington finanzierte Gastprofessur und ein wissenschaftlicher Mitarbeiter gehören zur Grundausrüstung. Leiten wird das Zentrum der Historiker Michael Brenner, er lehrt an der LMU Jüdische Geschichte. Was Brenner mit dem ZfI vorhat, zeigte er als Tagungsleiter ganz im Geist der geplanten Interdisziplinarität, indem er die Wissenschaftshistorikerin Karin Nickel sen mit an Bord nahm und von einem Start „in Bescheidenheit“ sprach. Es gebe weltweit „ein weites Feld von Israel-Studien“, sagt Brenner. Doch in Europa sei dieses Forschungsfeld gerade erst im Entstehen.

Der erste Tag war einem eher politischen Streitgespräch vorbehalten. Das Podium mit Shlomo Ben-Ami (Historiker und früherer Außenminister), Fania Oz-Salzberger (Universität Haifa), Wilhelm Krull (Volkswagen-Stiftung) und Gerhard Wahlers (Konrad-Adenauer-Stiftung) lotete politische Positionen und

Israel als Schwerpunkt der Forschung und Lehre: Das erste Institut dieser Art an einer deutschen Hochschule wird heute in München eröffnet.

Visionen der deutsch-israelischen Zusammenarbeit in der Wissenschaft aus. Ben-Ami, derzeit in München Gastprofessor für Jüdische und Israel-Studien, sieht einen ins Negative gehenden Wandel in der internationalen öffentlichen Meinung gegenüber Israel; der in Zukunft jegliche, auch wissenschaftliche Beziehungen belasten könnte und sich auch in der Politik niederschlagen werde. Er macht dafür unter anderem das Verblasen der Erinnerung an den Holocaust verantwortlich, was Israel „nicht einmal mehr in Deutschland Immunität“ gegen politische Intrigen gewähre. Fania Oz-Salzberger dagegen betonte, dass heute eine Geschichte der Herzen neu geschrieben werde. Deutsche und Israelis entdeckten ihre Wahlverwandtschaften, und die „neuen, vernetzten hebräischen Nomaden“ erfinden sich gerade in Berlin ein „Tel Aviv an der Spree“.

Ben-Ami wiederum meinte, alle wohlmeinenden, enthusiastischen Vermittler scheiterten stets am „palästinensischen Zurückweiserismus“. Das müsse man bedenken, bevor man sich im politischen Berlin diskret vom israelischen Friedensprozess distanzieren und israelischen Hochschulen in besetzten Gebieten die Fördermittel verweigere. Fania Oz-Salzberger versuchte, ganz in der Tradition des guten deutsch-israelischen Verhältnisses, Vorbehalt und Optimismus auf einen Nenner zu bringen: Es gebe halt zwei Berlin. Das politische Berlin distanzieren sich, während die Stadt Berlin das volle Leben bietet und jede Menge Begegnungen zwischen jungen Deutschen und Israelis. In der ersten Reihe der Ehrengänge

verfolgte Jürgen Habermas die Diskussion, sagen mochte er nichts.

Der zweite Tagungstag war ganz der Wissenschaft gewidmet. Auch hier: Kein Vortrag, der nicht auch Ressentiments thematisierte. Max Horkheimer etwa, so der Historiker Philipp Lenhard (LMU), habe bei seiner Rückkehr nach Deutschland durchaus Bedenken gehabt, die er dann aber über Bord warf und jubelte, weil es in seinem Seminar lebhaft zugegangen sei wie in einer Talmud-Schule. Die Ressentiments der Hebräer Universität Jerusalem konnte Horkheimer noch nicht überwinden: Als Rektor der Goethe-Universität Frankfurt bot er schon Anfang der fünfziger Jahre Stipendien für israelische Studenten an und persönliche Kontakte. Abgelehnt.

Gut verständliche Vorbehalte auf israelischer Seite bremsen die Zusammenarbeit in nahezu allen wissenschaftlichen Disziplinen. Holocaust-Überlebende wollten mit Deutschland lange nichts zu tun haben, wollten keine deutschen Gastwissenschaftler an israelischen Universitäten und auch keine eigenen Wissenschaftler in das Land entsenden, dessen Wissenschaftsgemeinde in der Zeit des Nationalsozialismus nichts getan hatte, um jüdische Kollegen zu schützen.

Das 1949 in Jerusalem gegründete Weizman-Institut wurde zur neuen Heimat vieler Naturwissenschaftler und bald zu einem Ort internationalen Austauschs. Psychoanalytiker schufen in Jerusalem einen „Avatar des Berliner Instituts“, wie Eran Rohnik, selbst Analytiker und Hochschuldozent, berichtet. Max Eitingon, bis zur Machtübernahme durch die Nationalsozialisten Leiter des Berliner Psychoanalytischen Instituts, nahm 1933 nicht nur Kollegen und Schüler mit nach Palästina, sondern auch die Bibliothek.

Die neue Heimat sei trotz der Skepsis nicht ganz undeutsch gewesen, wie die Juristen Moris Lehner (Emeritus der LMU) und Eli Salzberger (Universität Haifa) in ihren Beiträgen erläuterten. Israels Rechtssystem basiert in wichtigen Teilen auf dem deutschen, da es israelische Juristen deutscher Abstammung und Ausbildung waren, die das Rechtssystem des

neuen Staates gestalteten. Pinchas Rosen, einer der Gründungsväter Israels und sein erster Justizminister, war bereits 1926 nach Palästina übersiedelt. Er hatte diese Juristen bevorzugt in seinem Ministerium und beim Obersten Gericht eingesetzt. Letzteres sei, so Salzberger, der wichtigste Garant für die stabile liberale Demokratie in Israel.

Enge Kontakte mit Deutschland entwickelten sich vor allem unter Naturwissenschaftlern auf Initiative Einzelner und aus wissenschaftlichem Interesse, so die These der Genetikerin und Wissenschaftshistorikerin Ute Deichmann (Universität Köln/Ben-Gurion-Universität Beer Sheva). Besonders bemerkenswert sei der schon 1962 begonnene Dialog der Chemiker Otto Westphal (einst Gründungsleiter des Max-Planck-Institutes für Immunbiologie) und Michael Sela (Weizman-Institut) gewesen. Westphal, der ehemalige SS-Mann, und Sela, Nachfahre von Holocaust-Überlebenden, sahen in der Forschung so viel Verbindendes, dass sie sich privat über die Vergangenheit aussprechen konnten.

Schon seit 1964 fördert die Minerva-Stiftung der Max-Planck-Gesellschaft den Wissenschaftler-Austausch. In den Geisteswissenschaften habe es etwas länger gedauert, sagte die Wissenschaftshistorikerin Irene Aue-Ben David. Sie forscht zur Geschichte der Germanistik in Israel und der kontroversen Diskussion darüber, ob deutsche Sprache und Literatur überhaupt an israelischen Hochschulen gelehrt werden sollten. Der Literaturwissenschaftler Hans Mayer wurde zum Beispiel 1968 nur nach Jerusalem eingeladen, weil er Jude war und vor den Nazis hatte fliehen müssen. Ähnliche Erfahrungen hatte noch vor zehn Jahren der Jurist Moris Lehner, selbst Jude, gemacht, als man ihm an der Hebräer Universität zurief: „Was brauchen wir hier eigentlich einen deutschen Professor, der uns Menschenrechte erklärt?“ Michael Brenner aber hofft, an seinem Zentrum für Israel-Studien bald eine Poetik-Gastprofessur für israelische Gegenwartsliteratur einrichten und israelische Schriftsteller nach München einladen zu können.

FELICIA ENGLMANN

ebenso wie Neimans Befund, dass die mangelnde Bereitschaft, erwachsen zu werden uns hindere, erwachsene Entscheidungen zu treffen. Ein Gespräch nur zwischen den beiden hätte dem Thema Tiefe und Dringlichkeit gegeben.

Für den moderierten Dialog als passendes Format der öffentlichen philosophischen Reflexion gab es auf dieser phil.Cologne sehr gelungene Beispiele. In „Philosophie der guten Ehe“, die in der Kirche St. Peter stattfand, waren die Rollen geschlechtstypisch verteilt: Hier die Münchner Literaturwissenschaftlerin Barbara Vinken, die elegant und emphatisch die mimetische Kraft des Begehrens beschwor, dort der Heidelberger Sexualtherapeut Ulrich Clement, der, abgeklärt gewitzt und trocken, „Wege aus der verkehrsberuhigten Zone“ aufzeigte. In der Antwort auf die Frage „Was ist eine gute Ehe?“ waren sie dennoch einig: „Das, was die beiden Partner dafür halten“, definierte Clement.

Einen anderen Angriff auf die Zeit führten Harald Lesch und Hartmut Rosa, indem sie den Begriff bilateral – der eine als Astrophysiker, der andere als Soziologe – in die Zange nahmen. Die zunehmende Zeitkompression, etwa in sechssemestrigen Studiengängen („die anderen sechs Semester werden im Seniorenalter nachgeholt“), führte zumindest bisher, so Lesch, nicht zu einer gesellschaftlichen Bewegung, sondern lediglich zu einer steigenden Wettbewerbsbereitschaft, so Rosa. Die neuen Technologien als „Instrumente der Beschleunigung“ (Lesch) veränderten den Lebenswandel, wie ihn, auch Rosa ausmacht: „Den Zustand der Müße haben wir kulturell verlernt.“ Wenn der Naturwissenschaftler die Maxime aufstellt „Sorge dafür, dass das Spiel weitergehen kann“ und der Gesellschaftswissenschaftler „Sorge dafür, dass das Spiel nicht aufhört“ dagegenhält, sind ihre Positionen nicht unvereinbar. Der eine zielt auf die Veränderungen der Lebensgrundlagen; der andere auf die herrschende Wachstumsideologie.

„Wir wissen, dass die Zeit rast, aber wir wissen nicht, wohin es geht“ damit bringt Hartmut Rosa das Dilemma auf den Punkt. Wie die Zeit im Flug vergeht, durfte aber auch erfahren, wer ihn in Köln mit Harald Lesch philosophieren hörte. ANDREAS ROSSMANN

Anders als in unserer Ausgabe vom 3. Juni geschrieben, wird die Gastprofessur für das neue „Zentrum für Israel-Studien“ an der LMU München von der Allianz SE und vom Israel Institute in Washington finanziert. Gastprofessor ist der Historiker und frühere Außenminister Israels Shlomo Ben-Ami. F.A.Z.